

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Selbst ist der Mann

Smiles, Samuel

Colberg, 1886

Achtes Kapitel. Energie und Muth.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6782

die Kraft den Stein abzuwälzen. Der Wille wird uns am leichtesten zur Gewohnheit. Lernen Sie also stark und entschieden Wollen; festigen Sie so Ihr schwankendes Leben und lassen Sie dasselbe nicht, wie ein vertrocknetes Blatt, von jedem Windstoß hin und her treiben.“

Buxton war der Ueberzeugung, daß ein junger Mann werden könne, was er wolle, wenn er nur einen festen Entschluß fasse und daran festhalte. In einem Briefe an einen seiner Söhne sagte er: „Du stehst jetzt in dem Lebensabschnitt, wo Du Dich nach links oder rechts wenden mußt. Du mußt jetzt Beweise von Grundsatz, Entschlossenheit und Geistesstärke geben; oder Du mußt in Faulheit versinken und Dir die Gewohnheiten und den Charakter eines unbeständigen, unnützen jungen Menschen aneignen; und wenn Du einmal soweit gefallen bist, wirst Du es nicht leicht finden, Dich daraus zu erheben. In meinem eigenen Leben war dies der Fall Meine Glückseligkeit und mein Wohlergehen sind die Folgen der Umwandlung, die ich in Deinem Lebensalter vornahm. Wenn Du Dich ernstlich entschließt, energisch und fleißig zu sein, so verlaß Dich darauf, daß Du Dein Leben lang Ursache haben wirst, Dich zu freuen, weil Du klug genug warst, diesen Entschluß zu fassen und danach zu handeln.“ Da der Wille, wenn man ihn ohne Rücksicht auf seine Richtung betrachtet, einfach Beständigkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit ist, so ist es klar, daß bei ihm alles auf die rechte Richtung und die Beweggründe ankommt. Auf den Sinnengenuß gerichtet, kann der starke Wille ein Dämon sein und der Verstand nur sein niedrigerer Sklave, aber auf das Gute gerichtet ist er ein König und der Verstand sein Diener, der das höchste Glück des Menschen befördert.

„Wo ein Wille ist, ist ein Weg“, sagt ein altes und

wahres Sprichwort. Wer sich entschließt etwas zu thun, übersteigt oft durch den bloßen Entschluß die hindernden Schranken, und sichert den Erfolg. Der Glaube an unsere Fähigkeit ist fast die Fähigkeit selbst; der Entschluß etwas zu erreichen, ist oft die Erfüllung selbst. Daher scheint ein ernster Entschluß oft einen Schimmer von Allmacht an sich zu tragen. Die Stärke von Suwarow's Charakter lag in der Macht seines Willens und wie die meisten entschlossenen Menschen predigte er das als ein System. „Sie können nur halb wollen“ pflegte er zu Leuten zu sagen, denen etwas mißglückte. Wie Richelieu und Napoleon wollte er das Wort „unmöglich“ aus dem Wörterbuch verbannen. „Ich weiß nicht“, „ich kann nicht“ und „unmöglich“ waren Ausdrücke, die er vor allen andern verabscheute. „Lernen! Handeln! Versuchen!“ pflegte er darauf zu erwidern. Sein Biograph sagt, daß er ein merkwürdiges Beispiel davon sei, was durch die energische Entwicklung und Uebung von Fähigkeiten geleistet werden kann, deren Keime schließlich in jedem Menschen liegen.

Ein Lieblingsgrundsatz Napoleons hieß: „Die größte Weisheit ist ein fester Entschluß.“ Vor allem sein Leben zeigt anschaulich, was ein mächtiger und rücksichtsloser Wille zu Stande bringen kann. Er richtete die ganze Kraft seines Körpers und Geistes auf sein Ziel. Schwächliche Herrscher und die von ihnen regierten Völker sanken der Reihe nach vor ihm hin. Als man ihm sagte, daß die Alpen dem Zuge seines Heeres im Wege ständen, sagte er: „Es soll keine Alpen geben“ und ließ die Simplonstrasse durch ein früher fast unzugängliches Gebiet bauen. „Unmöglich ist ein Wort“, meinte er, „das nur im Wörterbuch von Thoren zu finden ist.“ Er mühte sich entsetzlich ab und beschäftigte bisweilen vier Sekretäre auf einmal bis zu ihrer

Er schöpfung. Niemanden schonte er, nicht einmal sich selbst. Sein Einfluß begeisterte andere und gab ihnen neues Leben. „Ich habe meine Feldherren aus nichts gemacht“, sagte er. Aber alles das hatte keinen Werth; denn Napoleon's schrankenlose Selbstsucht war sein Verderben und das Verderben Frankreichs, das er der Anarchie Preis gab. Sein Leben lehrt uns, daß die noch so energisch gehandhabte Macht ohne Wohlwollen dem Besizer und seinen Untergebenen verhängnißvoll wird, und daß das bloße Wissen ohne Herzensgüte nur das eingefleischte Prinzip des Bösen ist.

Unser Wellington war ein viel größerer Mann; nicht weniger entschlossen, fest und beharrlich, aber selbstverleugnender, gewissenhafter und wahrhaft patriotisch. Napoleon's Ziel war der Ruhm, Wellington's wie Nelson's Parole war die Pflicht. Das erste Wort soll in seinen Depeschen nicht ein einziges Mal vorkommen, das letztere oft, aber stets ohne Begleitung von hochtönenden Redensarten. Auch die größten Schwierigkeiten konnten Wellington weder in Verlegenheit noch in Furcht versetzen; seine Energie erhob sich regelmäßig im Verhältniß zu den zu überwindenden Hindernissen, die Geduld und feste Entschlossenheit, mit der er die schrecklichen Leiden und riesigen Schwierigkeiten der Feldzüge auf der spanischen Halbinsel ertrug, gehört zu dem Erhabensten, was die Geschichte aufzuweisen hat. In Spanien zeigte Wellington nicht nur das Genie des Feldherrn, sondern das umfassende Wissen eines Staatsmanns. Obwohl er von Natur ein äußerst reizbares Temperament hatte, so setzte ihn doch sein hohes Pflichtgefühl in stand, dasselbe in Schranken zu halten, und seiner Umgebung erschien seine Geduld geradezu unererschöpflich. Sein großer Charakter steht da, unbesudelt vom Ehrgeiz, der Habgier, oder irgend welcher andern niederen Leidenschaft. Obwohl

ein Mann von mächtiger Individualität, entfaltete er doch eine großartige Verschiedenheit der Begabung. Als Feldherr Napoleon's Nebenbuhler, war er so rasch, thatkräftig und kühn wie Clive; als Staatsmann so weise wie Cromwell; und so rein und hochsinnig wie Washington. Der große Wellington hinterließ einen unvergänglichen Ruhm, der sich auf mühevollen Feldzüge stützt, die er durch Geschicklichkeit, unererschöpfliche Seelenstärke, erhabene Kühnheit und noch erhabenerer Geduld glücklich zu Ende führte.

Die Energie zeigt sich gewöhnlich in Bereitschaft und Entschluß. Als der Reisende Ledyard von der afrikanischen Gesellschaft gefragt wurde, wann er fertig sein würde nach Afrika zu reisen, antwortete er sofort: „Morgen früh.“ Blücher's stetes Bereitsein verschaffte ihm in der preussischen Armee den Namen Marschall Vorwärts. Als man John Jervis, der später Graf St. Vincent wurde, fragte, wann er fertig sei auf ein Schiff zu gehen, erwiderte er: „Sogleich.“ Und als Sir Colin Campbell den Oberbefehl über die indische Armee erhielt, war seine Antwort auf die Frage, wann er sich auf das Kommando begeben wolle: „Morgen“ ein Unterpfand seines spätern Erfolgs. Denn gerade die rasche Entschiedenheit und die entsprechende Bereitschaft zum Handeln, z. B. die sofortige Benutzung feindlicher Mißgriffe gewinnt häufig Schlachten. „Bei „Arcola“ jagte Napoleon, „gewann ich die Schlacht mit 25 Cavalleristen. Ich benutzte rasch einen Augenblick der Abspannung, gab jedem von ihnen eine Trompete und gewann den Sieg mit dieser Handvoll Leute.“ Zwei Heere sind zwei Körper, die mit dem Bestreben sich entgegengehen, einander Furcht einzuflößen; kommt ein Augenblick des Schreckens, so muß dieser Augenblick ausgenutzt werden. „Jeder verlorene Augenblick“, sagt er ein andermal, „bietet dem Unglück

eine günstige Gelegenheit.“ Auch erklärte er, daß er die Oesterreicher geschlagen habe, weil sie den Werth der Zeit nicht kannten; während sie die Zeit vertrödelten, warf er sie zu Boden.

Ostindien ist während des letzten Jahrhunderts ein großes Feld für die Entwicklung der englischen Energie gewesen. Von Clive an bis zu Havelock und Clyde haben wir eine lange, ehrenvolle Reihe hervorragender Namen in der ostindischen Verwaltung und Kriegsführung aufzuweisen, z. B. Wellesley, Metcalfe, Outram, Edwardes und die beiden Lawrence. Noch ein großer, aber leider besleckter Name ist der von Warren Hastings, eines Mannes von furchtlosem Willen und unermüdlcher Thätigkeit. Er stammte aus einer alten und berühmten Familie, die aber durch Schicksalsschläge und schlecht belohnte Anhänglichkeit an die Sache der Stuarts in Armuth gerathen war, so daß das Familiengut Daylesford, das sie hunderte von Jahren bejessen hatten, schließlich in andere Hände überging. Der letzte Hastings von Daylesford hatte aber seinen zweiten Sohn zum Pfarrer des Kirchspiels gemacht und im Pfarrhause wurde Warren Hastings als Großsohn des letzten Gutsbesitzers geboren. Als Knabe genoß er den Elementarunterricht in der Dorfschule auf derselben Bank mit den Kindern der Bauern. Er spielte auf den Feldern, die seinen Voreltern gehört hatten und seine Gedanken waren immer damit beschäftigt, was die tapfern und treugesinnten Hastings von Daylesford einst gewesen waren. Sein jugendlicher Ehrgeiz wurde entflammt und als er erst sieben Jahre alt war, soll er eines Tages, ans Ufer des durch die Besizung fließenden Stromes gelagert, den Entschluß gefaßt haben, wieder in den Besiz seiner Familiengüter zu gelangen. Es war der romantische Traum eines Knaben; aber er lebte seiner Verwirklichung.

Der Traum wurde eine Leidenschaft, die in seinem tiefsten Leben Wurzeln schlug und er verfolgte seinen Entschluß durch das Jünglings- und Mannesalter hindurch mit jener ruhigen aber unbezähmbaren Gewalt des Willens, welche die hervorragendste Eigenthümlichkeit seines Charakters bildete. Der Waisenknabe wurde einer der mächtigsten Männer seiner Zeit; er gewann die Güter seiner Familie wieder, kaufte die alte Besitzung zurück und baute das Familienhaus wieder auf. „Als er unter der tropischen Sonne“, sagt Macaulay, „fünfzig Millionen Asiaten beherrschte, wiesen alle seine Hoffnungen, mitten unter den Sorgen des Kriegs, der Finanzen und der Verwaltung immer nach Daylesford hin. Und als seine lange, öffentliche Laufbahn, in der Gutes und Böses, Ruhm und Schmach sich sonderbar mischten, endlich auf immer geschlossen war, zog er sich nach Daylesford zurück, um dort zu sterben.“

Sir Charles Napier war ebenfalls ein ostindischer Feldherr von außergewöhnlichem Muth und fester Entschlossenheit. Er sagte einmal von den Schwierigkeiten, von denen er sich in einem seiner Feldzüge umgeben sah: „Sie allein machten mir Beine, um tiefer auf den Grund zu kommen.“ Die Schlacht von Meeanee, die er gewann, ist eine der außerordentlichsten historischen Heldenthaten. Mit 2000 Soldaten, unter denen nur 400 Europäer waren, nahm er es mit einem Heere von 35,000 tapferen und gut bewaffneten Beludjen auf. Dem Anscheine nach war es eine der tollkühnsten Unternehmungen, aber der General setzte Vertrauen in sich und seine Leute. Er griff das Centrum der Beludjen an, ein steiles Ufer hinauf, das ihre vordere Brustwehr bildete; drei tödtliche Stunden lang wüthete der Kampf. Jeder einzelne jener kleinen Truppe wurde, durch den Heerführer begeistert, für die Dauer des Kampfes ein Held. Die

Beludjen wurden, obwohl zwanzig zu eins, zurückgetrieben und zwar ohne daß sie den Rücken zeigten. Das ist der Muth und die zähe, entschlossene Ausdauer, welche im Kriege siegt, wie in jedem anderen Kampfe. Der Vorsprung von nur einer Kopflänge verleiht beim Wettrennen den Sieg und läßt das Blut erkennen. Es ist oft nur ein Marsch mehr, der den Feldzug siegreich beendet, oder fünf Minuten mehr ausdauernden Muths, welche den Ausschlag bei einem Gefecht geben. Wenn die eigene Macht auch geringer ist, als die des Gegners, so kann man es ihm doch gleich oder zuvorthun, wenn man länger aushält und sie concentrirt. Die Antwort des spartanischen Vaters an seinen Sohn, der sich darüber beklagte, daß sein Schwert zu kurz sei: „So füge demselben die Länge eines Schrittes hinzu“ ist überall im Leben anwendbar.

Napier ergriff die richtige Methode seine Truppen mit seinem eigenen Heldengeiste zu befehlen: er strengte sich ebenso sehr an, wie irgend einer seiner Gemeinen. „Die große Kunst zu befehlen“, sagte er, „besteht darin, den gebührenden Antheil an der Arbeit nehmen. Wer ein Heer anführt, kann kein Glück haben, wenn er nicht mit ganzer Seele bei der Sache ist. Je schwieriger die Lage ist, desto mehr Mühe muß man sich geben, je größer die Gefahr, desto mehr Muth ist nöthig, bis alles überwältigt ist.“ Ein junger Offizier, der ihn auf seinem Feldzuge in die Berge von Cutchistan begleitete, sagte einmal: „Wenn ich den alten Herrn unaufhörlich zu Pferde sehe, wie kann ich da müßig sein, der ich jung und stark bin? Ich würde in die Mündung einer geladenen Kanone gehen, wenn er mir den Befehl dazu ertheilte. Als dieser Ausspruch Napier wieder erzählt wurde, sagte er, das wäre reichlicher Lohn für seine Mühe. Die Geschichte einer Begegnung, die er mit einem indischen

Gaukler hatte, legt ein glänzendes Zeugniß für seinen kaltblütigen Muth sowohl, als für die außerordentliche Einfachheit und Redlichkeit seines Charakters ab. Nach den ostindischen Schlachten besuchte einmal ein berühmter Taschenspieler das Lager und machte seine Kunststücke vor dem Feldherrn, seiner Familie und dem Stabe. Unter anderen Leistungen durchschnitt dieser Mensch auch eine Limone, die sein Gehilfe auf der Hand hielt, mit einem Schwertstreich. Napier glaubte, es müsse dabei zwischen dem Taschenspieler und seinem Diener irgend ein betrügerisches Einverständnis bestehen. Daß man einen so kleinen Gegenstand mit einem Schwertstich auf eines Menschen Hand zertheilen könne, ohne ihm Schaden zu thun, schien ihm unmöglich, obgleich ein ähnlicher Vorfall von Scott in seinem Roman „der Talisman“ erzählt wird. Um die Sache zu entscheiden, bot der General seine eigene Hand zum Versuche dar und streckte dazu seinen rechten Arm hin. Der Taschenspieler bejah die Hand aufmerksam und sagte, er wolle das Experiment nicht anstellen. „Ich dachte mir wohl, daß ich Sie entlarven würde,“ rief Napier aus. „Aber halten Sie“, fügte der andere hinzu, „zeigen Sie mir Ihre linke Hand.“ Napier zeigte ihm die Linke und der Mensch sagte darauf mit Festigkeit: Wenn Sie Ihren linken Arm ruhig halten wollen, werde ich das Kunststück auf dieser Hand machen. „Aber warum auf der Linken und nicht auf der Rechten?“ „Weil die rechte Hand in der Mitte hohl ist und eine Gefahr vorhanden ist, den Daumen abzuschneiden; die linke ist hoch und es ist weniger Gefahr dabei.“ Napier wurde stutzig. „Mir wurde bange,“ sagte er, „ich sah ein, daß das Kunststück wirklich auf einer besonders geschickten Handhabung des Schwertes beruhe, und hätte ich den Mann nicht vorher vor meinem Stabe schlecht gemacht und ihn zu dem

Verjuche herausgefördert, fo bekenne ich ehrlich, daß ich von dem Unternehmen zurückgetreten wäre. Wie die Sache lag, nahm ich die Limone auf die linke Hand und hielt den Arm ruhig hin. Der Tascenspieler brachte ſich in Stellung und ſchnitt mit einem rajchen Zuge die Limone entzwei. Ich fühlte die Schärfe eines Schwertes auf meiner Hand, als ob ein kalter Faden über ſie hinweggezogen worden ſei. Doch genug (fügte er hinzu) von den tapferen oſtindiſchen Kriegern, welche von unſeren herrlichen Burſchen bei Mecanee beſiegt wurden.“

Der letzte ſchreckliche Kampf in Oſtindien hat wohl noch deutlicher, als irgend ein früheres Ereigniß in unſerer Geſchichte die entſchloſſene Energie und das Selbſtvertrauen unſeres Volkſcharakters an den Tag gelegt. Obgleich das engliſche Beamtenthum oft genug in die gröbſten Fehler verfallen iſt, ſo verſteht es die Nation doch, meiſtens mit einem an das Erhabene grenzenden Heldenmuth, ſich wieder aus denſelben herauszuarbeiten. Im Mai 1857, als die Revolution in Indien wie ein Gewitterſturm loſbrach, hatte man dort die engliſche Armee auf ein Minimum zuſammenſchmelzen laſſen und dieſes noch dazu über einen großen Flächenraum, zum Theil in entfernte Cantonirungen zerſtreut. Die bengaliſchen Regimente erhoben ſich eins nach dem anderen gegen ihre Offiziere und deſertirten nach Delhi. Eine Provinz nach der anderen wurde in den Auſſtand verwickelt und das Geſchrei um Hilfe drang von Oſt nach Weſt. Ueberall ſetzten ſich die Engländer in kleinen Abtheilungen zur Wehr, belagert und umringt, ſcheinbar ganz unfähig Widerſtand zu leiſten. Ihr Verderben ſchien ſo vollſtändig und der gänzliche Untergang der britiſchen Herrſchaft in Indien ſo ſicher, daß man von ihnen hätte ſagen können, wie man es ſchon früher geſagt hatte, „dieſe Eng-

länder wissen nie, wenn sie geschlagen sind.“ Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge hätten sie damals ihrem unvermeidlichen Schicksal verfallen müssen.

Als der Ausgang des Aufstandes noch unsicher schien, fragte Holkar, ein eingeborner Prinz, seinen Sternseher um Rath, dieser antwortete: „Wenn alle Europäer, außer einem, erschlagen sind, so wird der eine vom Kampf und der Wiedereroberung nicht ablassen.“ Selbst in den trübsten Augenblicken, in Lucknow, wo eine Handvoll britischer Soldaten, Civilisten und Frauen inmitten einer Stadt und einer Provinz aushielten, die sich in Waffen gegen sie erhoben, hörte man kein Wort der Verzweiflung, keinen Gedanken an Uebergabe. Von aller Verbindung mit den Ihrigen seit Monaten abgeschnitten und ohne zu wissen, ob Indien verloren sei, oder gehalten werden könne, hörten sie keinen Augenblick auf vollständiges Vertrauen in den Muth und die aufopfernde Hingabe ihrer Landsleute zu setzen. Sie wußten, daß, so lange nur eine kleine Schaar englischer Männer in Indien zusammenhielt, man sie nicht achtlos zu Grunde gehen lassen würde. Sie ließen sich auch im Traum nicht irgend einen andern Ausgang einfallen, als Befreiung aus ihrem Unglück und schließlichem Sieg, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kam, so konnten sie doch nur auf ihrem Posten fallen und in Erfüllung ihrer Pflicht sterben. Brauchen wir den Leser an die Namen Havelock, Inglis, Neill und Dutram, wahre Heldenbilder, zu erinnern, von deren jedem man in Wahrheit sagen kann, daß er den Muth eines Ritters, die Zuversicht eines Gläubigen, und die Erhebung eines Märtyrers besaß. Montalembert hat von ihnen gesagt: „Sie sind Zierden des Menschengeschlechts.“ Aber in dieser schrecklichen Prüfungszeit zeigten sich fast alle gleich groß, Weiber, Civilisten, Soldaten, vom General

durch alle Grade bis zum Gemeinen und Ochsentreiber herab. Es waren nicht auserlesene Leute, sie gehörten demselben gewöhnlichen Volke an, das wir in der Heimath täglich auf den Straßen, in den Werkstätten, auf den Feldern und an den Vergnügungsorten sehen, aber als das plötzliche Unglück über sie hereinbrach, entwickelte all und jeder einen Schatz von Hilfsmitteln und Energie, und wurde gleichsam zum Helden. „Nicht einer von ihnen,“ sagt Montalembert, „zitterte vor Schrecken, sondern alle, Militär und Civil, Jung und Alt, Generale und Soldaten leisteten Widerstand, kämpften und gingen mit nie wankender, kaltblütiger Unverzagtheit zu Grunde. In solchen Verhältnissen bewährt sich der unermessliche Werth der öffentlichen Erziehung aufs Glänzendste, welche den Engländer von seiner Jugend an dazu auffordert, seine Kraft und Freiheit zu benutzen, sich zusammen zu thun, Widerstand zu leisten, nichts zu fürchten, sich durch nichts erschrecken zu lassen und sich einzig durch eigene Anstrengung aus jeder schweren Lebenslage zu retten.“

Man hat gesagt, daß durch Sir John Lawrence's persönlichen Muth Delhi genommen und Indien gerettet wurde. Schon der Name Lawrence repräsentirte eine Macht in den nordwestlichen Provinzen. Er legte den höchsten Maßstab an sein Pflichtgefühl und die Anspannung seiner Kräfte; und jeder, der unter ihm diente, wurde von demselben Geist beseelt. Man sagte von ihm, daß sein Charakter allein eine ganze Armee werth sei. Dasselbe konnte man von seinem Bruder Heinrich sagen, der die Truppen in Punjab organisirte, welche einen so hervorragenden Antheil an der Einnahme von Delhi nahmen. Beide Brüder beseelten ihre ganze Umgebung förmlich mit Liebe und Vertrauen. Beide besaßen die Zartheit, welche einer der wesentlichsten

Bestandtheile des Heldenmuths ist. Beide lebten unter dem Volk und übten einen mächtigen Einfluß zum Guten auf dasselbe aus. „Vor allem“, sagt Oberst Edwardes, „dienten sie der Jugend als Vorbilder, denen diese in den verschiedenen Verwaltungszweigen nacheiferte, sie zeichneten ein Glaubensbekenntniß vor und begründeten eine Schule, die noch heute fortbesteht.“ Sir John Lawrence hatte Montgomery, Nicholson, Potton und Edwardes zur Seite, die ebenso entschieden, rasch und hochgesinnt waren, wie er selbst. John Nicholson war einer der schönsten, männlichsten und edelsten Charaktere. Die Eingeborenen sagten von ihm „jeder Zoll ein Hakim“ (Befehlshaber); Lord Dalhousie bezeichnete ihn als „eine feste Burg.“ In allem, was er that, war er groß, weil er mit der ganzen Kraft der Seele dabei war. Eine Brüderschaft indischer Büsser fing sogar an, aus begeisterter Bewunderung für den Mann, „Nikkel Seyn“ göttlich zu verehren und setzte, obwohl er einige für die Thorheit bestrafen ließ, doch diesen Gottesdienst fort. Ein Beispiel seiner ausdauernden Energie bietet seine Verfolgung des aufständischen 55. Sepoy-Regiments, bei der er zwanzig Stunden hintereinander im Sattel war und in dieser Zeit mehr als 70 englische Meilen (10 deutsche) zurücklegte. Als der Feind Delhi zu seinem Standquartier machte, setzten Lawrence und Montgomery im festen Vertrauen auf die Unterstützung seitens der Bevölkerung des Punjaub, deren Bewunderung sie besaßen, alles daran, um ihre eigne Provinz in vollständiger Ordnung zu halten und warfen alle tüchtigen europäischen und indischen Soldaten gegen jene Stadt. Sir John schrieb an den Oberbefehlshaber, die Rebellen so lange in Delhi nazzuführen, bis die Truppen unter Nicholson in Gewaltmärschen zu ihm stießen, „von dessen Streitroß man den Hufschlag meilenweit hören könnte“,

wie ein indischer Soldat sich ausdrückte, der an seinem Grabe weinte.

Die Belagerung und der Sturm von Delhi war das größte Ereigniß, das in jenem Riesenkampfe stattfand, obwohl die Belagerung von Lucknow, in welcher die bloßen Reste des 32. englischen Regiments, unter dem Helden Taglis, sechs Monate lang gegen eine Uebermacht von 300,000 Feinden aushielt, wohl ein angespannteres Interesse erregt hat. Auch in Delhi waren die Engländer faktisch die Belagerten, obgleich dem Scheine nach die Belagerer; es war bloß eine Handvoll Leute im freien Felde, nicht mehr als 3700 europäische und indische Bajonnette und sie wurden Tag für Tag von einer Rebellenarmee von 75,000 Mann angegriffen, die von englischen Offizieren in europäischer Disciplin ausgebildet worden und mit fast unerschöpflicher Munition versehen war. Die kleine Heldenchaar ließ sich vor der Stadt unter den glühenden Strahlen einer tropischen Sonne nieder; Wunden, Fieber und der Tod konnten sie nicht von ihrem Vorhaben abwendig machen. Dreißig mal wurden sie von überwältigenden Massen angegriffen und dreißig mal trieben sie den Feind hinter seine Wälle zurück. Der Hauptmann Hodson, selbst einen dieser Braven, sagt: „Ich wage zu behaupten, daß kein anderes Volk der Welt es dort ausgehalten, oder den etwaigen Versuch nicht mit Niederlagen bezahlt hätte.“ Keinen Augenblick wankten diese Helden bei ihrem Werk; mit erhabener Ausdauer kämpften sie weiter und ließen nicht eher nach, als bis sie sich durch eine Tod drohende Breche in die Stadt stürzten und auf ihren Wällen die britische Fahne wieder aufpflanzten. Alle waren sie groß, Gemeine, Offiziere und Generale. Gemeine an die Härte des Lebens gewöhnte Soldaten und junge durch Ueppigkeit verwöhnte Offiziere bewiesen die gleiche

Mannhaftigkeit und bestanden die fürchterliche Probe mit gleicher Ehre. Die angeborene Kraft und Gesundheit des englischen Stammes und seine männliche Erziehung hat sich nie mächtiger erwiesen, und es wurde dort der nachdrückliche Beweis geführt, daß das Vorzüglichste, was England hervorbringt, doch seine Menschen sind. Für dieses große Kapitel unserer Geschichte wurde ein entsetzlicher Preis bezahlt, aber wenn Zeitgenossen und Nachkommen aus den darin enthaltenen lehrreichen Beispielen etwas lernen, so ist dasselbe wohl nicht zu theuer erkauft.

Auch andere Nationen haben in Ostindien und im Orient ebenso viel Muth und Thatkraft entwickelt und zwar auf friedlicheren und mehr Segen spendenden Gebieten, als auf dem des Krieges. Wenn man der Helden des Schwertes gedenkt, sollte man die Helden des Evangeliums auch nicht vergessen. Von Xaver an bis auf Martin und Williams hat es eine Reihenfolge ausgezeichneten Missionare gegeben, welche im Geiste erhabener Selbstaufopferung gewirkt haben, ohne einen Gedanken an weltliche Ehre, und nur von der Hoffnung beseelt, Verlorene und Gefallene zu retten. Durch unbezwinglichen Muth und nie versagende Geduld getragen, erduldeten diese Männer Entbehrungen, boten Gefahren Trotz, bestanden Strapazen, Mühen, Krankheit und Leiden aller Art und behielten doch ihr Ziel vor Augen; selbst im Märtyrertum frohlockend. Einer der ersten und berühmtesten von diesen ist Franciscus Xaver. Von vornehmer Geburt, von Genuß, Ehren und Macht umgeben, bewies er durch sein Leben, daß es in der Welt höhere Zielpunkte und edlere Bestrebungen giebt, als hoher Rang und Reichthum. Er war ein echter Gentleman in Gesinnung und Sitten; tapfer und großmüthig; leicht zu führen und doch selbst im stande zu führen; leicht überredet und doch selbst

überzeugt; kurz ein geduldiger, entschlossener und thatkräftiger Mann. Mit 21 Jahren verdiente er sich seinen Unterhalt als öffentlicher Lehrer der Philosophie an der Universität Paris. Dort wurde Xaver der innige Freund und Genosse Loyola's und bald darauf führte er die erste, kleine Schaar Jesuiten auf die Pilgerschaft nach Rom.

Als Johann III. von Portugal den Beschluß faßte das Christenthum in die seinem Einfluß unterworfenen ostindischen Gebiete zu verpflanzen, wählte er sich zuerst Bobadilla zum Missionar; aber da dieser durch Krankheit verhindert wurde, mußte man eine andere Wahl treffen, und diese fiel auf Xaver. Dieser bejjerte sein zerrissenes Mönchsgewand aus, nahm als Gepäck nur sein Brevier mit und machte sich sofort auf den Weg nach Lissabon und von dort nach dem Orient. Das Schiff, mit dem er nach Goa segelte, hatte den Gouverneur und eine Verstärkung von tausend Mann für die Garnison des eben genannten Orts an Bord. Obwohl ihm eine Kajüte zur Verfügung gestellt wurde, schlief Xaver die ganze Reise über auf dem Deck, den Kopf auf einer Rolle Tauwerk, und aß gemeinschaftlich mit den Matrosen. Indem er ihre Bedürfnisse zu befriedigen suchte, unschuldige Vergnügungen zu ihrer Belustigung erfand und sie in Krankheiten pflegte, gewann er alsbald aller Herzen und wurde mit Ehrfurcht betrachtet.

In Goa angelangt, entsetzte sich Xaver über die Verderbtheit des Volks, sowohl der Ansiedler als der Eingeborenen; denn die ersteren hatten die Laster der Civilisation eingeführt, ohne die Beschränkungen, welche sie auferlegt, und die letzteren waren nur zu gerne dem bösen Beispiel gefolgt. Durch die Straßen der Stadt schreitend und mit seiner Handglocke läutend, hat er die Leute ihm ihre Kinder

zum Unterricht zu schicken. Als bald gelang es ihm, eine große Anzahl Schüler um sich zu versammeln, die er Tag für Tag sorgfältig unterrichtete; zu gleicher Zeit besuchte er die Kranken, Aussätzigen und Elenden aller Klassen, um ihre Noth zu lindern und sie zur Wahrheit zu führen. Kein Nothschrei, der zu ihm drang, blieb unberücksichtigt. Als er von der Entartung und dem Elend der Perlfischer in Manaar hörte, zog er aus, sie zu besuchen und rief sie durch seine Glocke auf den Weg der Gnade; er taufte und predigte, das letztere aber konnte er nur mit Hilfe von Dolmetschern thun. So bildeten die Dienste und Handreichungen, welche er den Nothleidenden erwies, seine beredteste Lehre.

Xaver fuhr nun fort, seine Glocke längs der Küste Comorin, in den Städten und Dörfern, den Tempeln und Kaufhallen zu läuten, und die Eingeborenen zur Lehre um sich zu versammeln. Er ließ den Katechismus, das apostolische Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, das Vaterunser und einige Andachtsbücher der katholischen Kirche übersetzen. Diese Uebersetzungen prägte er seinem Gedächtniß ein und sagte sie den Kindern so lange her, bis diese sie auswendig wußten; und dann schickte er sie hinaus, damit sie die Worte ihren Eltern und Bekannten lehrten. Am Cap Comorin setzte er 30 Lehrer ein, welche unter seinem Vorsitz dreißig christlichen Kirchen vorstanden, die freilich nur einfach waren und meist aus einer Hütte bestanden, auf der man ein Kreuz aufgerichtet hatte. Von dort ging er nach Travancore, ließ seine Glocke von Dorf zu Dorf erschallen, taufte, bis ihm die Hände vor Müdigkeit nieder sanken und wiederholte seine Formeln, bis seine Stimme kaum mehr zu hören war. Nach seinem eigenen Bericht übertraf der Erfolg der Mission seine höchsten Erwar-

tungen. Sein reines, ernstes, schönes Leben und die unwiderstehliche Beredsamkeit seiner Handlungen bewirkten Befehrung, wohin er kam, und durch die bloße Macht der Sympathie nahmen diejenigen, welche ihn sahen und ihm zuhörten, einen Theil seiner Inbrunst an.

Von dem Gedanken niedergedrückt, daß „die Ernte groß und der Arbeiter wenige sind,“ schiffte sich Xaver nach Malacca und Japan ein, wo er sich unter ganz neuen Menschenracen befand, die andere Sprachen redeten. Hier konnte er nicht mehr thun als bitten und beten, am Krankenbett die Kissen zurecht rücken und wachen und Linderung verschaffen und bisweilen den Ärmel seines Gewandes in Wasser tauchen, um daraus einige Tropfen auszudrücken und die Sterbenden zu taufen. Stets voll Hoffnung und ohne Furcht wurde dieser tapfere Kämpfer für die Wahrheit durch den Glauben und seine Thatkraft immer weiter vorwärts geführt. „Welche Todesart oder Marter auch meiner harret,“ sagt er, „so bin ich bereit sie zehntausend Mal zum Heil einer einzigen Seele zu erdulden.“ Er kämpfte mit Hunger, Durst, Entbehrungen und Gefahren aller Art und verfolgte seine Mission der Liebe ohne Ruhe und Raht. Endlich, nach elfjährigem Wirken, wurde dieser große und gute Mensch auf der Insel Sanchian, als er auf seinem Wege nach China war, vom Fieber überfallen und empfing daselbst die Krone des Ruhmes. Ein edlerer, reinerer, selbstloserer und muthigerer Held ist wohl nie auf Erden gewandelt.

Anderere Missionare sind Xaver auf demselben Felde der Thätigkeit gefolgt, z. B. Schwarz (geb. zu Sonnenburg i. d. Neumark 1726); Carey und Marshman in Indien; Güzlaß (geb. in Pyritz i. Pomm. 1809) und Morrißon in China; Williams auf den Südsee-Inseln; Campbell, Mosatt

und Livingstone in Afrika. John William, der Märtyrer von Erromanga, war ursprünglich Lehrbursche bei einem kleinen Eisenwaarenfabrikanten. Obgleich er für einen dummen Jungen galt, war er in seinem Gewerbe geschickt, und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß ihm sein Meister gewöhnlich solche Schmiedearbeit anvertraute, die mehr als gewöhnliche Sorgfalt verlangte. Er hing also häufig Glocken auf und verrichtete andere Beschäftigungen, die ihn der Werkstatt entzogen. Durch eine Predigt, die er zufällig hörte, erhielt sein Geist eine ernste Richtung und er wurde Lehrer an einer Sonntagschule. Als nun in einer Versammlung seine Aufmerksamkeit auf Missionsangelegenheiten gelenkt wurde, faßte er den Entschluß sich dieser Thätigkeit zu widmen. Die Londoner Missionsgesellschaft nahm seine Dienste an und sein Meister entließ ihn noch vor dem Ablauf seines Lehrbriefes aus dem Geschäft. Die Inseln des stillen Oceans wurden nun der Hauptschauplatz seiner Wirksamkeit, namentlich Huahine auf Tahiti, Raiatea und Karotonga. Wie die Apostel trieb er sein Handwerk als Grobschmied, Gärtner und Schiffbauer, bemühte sich die Inselaner in den Kunstfertigkeiten der Civilisation zu unterrichten und lehrte sie gleichzeitig die Wahrheiten der Religion. Während seiner unermüdlichen Thätigkeit wurde er von den Wilden an der Küste von Erromanga niedergemetzelt. Es gab wohl niemanden, der eine Märtyrerkrone mehr verdienen konnte, als er.

Einer der interessantesten Lebensläufe ist der von Dr. Livingstone. Er hat seine Lebensgeschichte in der bescheidenen und anspruchlosen Weise erzählt, die für ihn so bezeichnend ist. Seine Vorfahren waren arme, aber ehrliche Hochschotten, und man erzählt sich, daß einer derselben, der in seinem Bezirke wegen seiner Weisheit bekannt war,

auf seinem Todtenbette seine Kinder um sich versammelte und ihnen als einziges Vermächtniß folgende Worte hinterließ: „ich habe in meinen Lebzeiten auf's Sorgfältigste alle Ueberlieferungen unserer Familie, die ich finden konnte, durchsucht und habe nie unter unsern Voreltern einen unehrlichen Mann entdecken können; wenn daher einer von Euch oder Euren Kindern sich Unredlichkeiten sollte zu Schulden kommen lassen, so ist der Grund davon nicht in unserem Blute zu suchen; es ist Euch nicht angeboren. Ich hinterlasse Euch diese Vorschrift: Seid redlich.“ Im Alter von 10 Jahren wurde Livingstone als Anstücker in eine Baumwollfabrik bei Glasgow gethan. Mit einem Theil seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Grammatik und fing an, diese Sprache zu lernen, deren Studium er Jahre lang in einer Abendschule fortsetzte. Er pflegte bei seiner Lektion bis 12 Uhr Nachts, auch später, aufzubleiben, wenn seine Mutter ihn nicht zu Bette schickte, denn er mußte alle Morgen um 6 Uhr in der Fabrik bei der Arbeit sein. In dieser Weise arbeitete er sich durch Virgil und Horaz durch, las auch alle Bücher, die ihm in den Weg kamen, außer Romanen, und ganz besonders wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen. In seinen wenig zahlreichen Freistunden beschäftigte er sich noch mit Botanik und durchstreifte die Umgegend, um Pflanzen zu sammeln. Er setzte sogar seine Lektüre mitten im Lärm der Fabrik und der Maschinen fort, indem er das Buch so auf die Spinnmaschine legte, an welcher er beschäftigt war, daß er im Vorbeigehen Satz für Satz erhaschen konnte. In dieser Weise erwarb sich der beharrliche Jüngling viele nützliche Kenntnisse; und als er älter wurde, erfaßte ihn der Wunsch, Missionar zu werden. Zu dem Zweck wünschte er medicinische Bildung zu erlangen, um für sein Vorhaben besser vorbe-

reitet zu sein. Er verwaltete daher seinen Verdienst haus-
hälterisch und sparte soviel Geld, als zu seinem Lebens-
unterhalt während mehrerer Winter nöthig war, in denen
er die medicinischen, griechischen und theologischen Vorlesungen
in Glasgow besuchte, während er die übrige Zeit des Jahres
als Baumwollenspinner arbeitete. So schaffte er sich
während seiner Universitätszeit seinen Lebensunterhalt nur
aus seinem eigenen Erwerb als Fabrikarbeiter und hat nie
einen Pfennig als Unterstützung aus irgend einer anderen
Quelle erhalten. „Wenn ich jetzt auf jenes Leben voll
Mühen zurückblicke“, sagte er aufrichtig, „so kann ich nicht
umhin dafür dankbar zu sein, daß es einen so wesentlichen
Theil meiner Jugenderziehung ausgemacht hat; und wäre
es möglich, so würde ich das ganze Leben gern noch einmal
in derselben bescheidenen Weise anfangen und dieselbe ab-
härtende Schule durchmachen.“ Endlich beendete er sein
medicinisches Studium, schrieb seine lateinische Dissertation,
bestand seine Examina und wurde als praktischer Arzt in
die Fakultät der Aerzte und Wundärzte aufgenommen.
Zuerst dachte er daran nach China zu gehen, aber der
Krieg, der damals mit diesem Lande geführt wurde, verhin-
derte ihn daran, diesen Gedanken durchzuführen; und da er
seine Dienste der Londoner Missionsgesellschaft angeboten
hatte, wurde er von dieser nach Afrika geschickt, wo er im
Jahre 1840 ankam. Er hatte beabsichtigt aus eigenen Mitteln
nach China zu gehen und meinte, daß es die einzige Pein
war, die es ihm machte, im Auftrage der Londoner Missions-
gesellschaft nach Afrika zu reisen, „daß es nicht sehr ange-
nehm für jemand sein kann, der seinen eigenen Weg zu
gehen pflegt, gewissermaßen von anderen abhängig zu werden.“
In Afrika machte er sich mit großem Eifer ans Werk. Er
konnte den Gedanken nicht ertragen, bloß die Arbeiten

anderer fortzusetzen, sondern wählte sich einen großen, unabhängigen Wirkungskreis und bereitete sich dazu dadurch vor, daß er außer dem Unterricht noch physische Arbeit beim Häuserbauen und anderen Handbeschäftigungen auf sich nahm, die ihn, wie er sagt, meist so erschöpften, und zum abendlichen Studium unfähig machten, als wäre er Baumwollenspinner gewesen. Während er unter den Bechuanen wirkte, grub er Kanäle, baute Häuser, bestellte die Felder, zog Vieh auf, kurz lehrte die Eingeborenen ebensowohl arbeiten, als beten. Als er zum ersten male mit mehreren von ihnen sich auf eine längere Fußreise machte, hörte er zufällig ihre Bemerkungen über sein Aussehen und seine Kräfte mit an: „Er ist nicht stark,“ sagten sie, „sondern schwächlich, und er scheint nur stark, weil er sich in jene Säcke (die Hosen) gesteckt hat; er wird bald erschöpft sein.“ Diese Redensarten brachten sein hochschottisches Blut in Wallung, und ließen ihn die Strapazen verachten, die es ihn kostete, sie Tage lang die stärksten Geschwindmärsche machen zu lassen, bis er ihnen die gehörige Achtung vor seiner Fähigkeit als Fußreisender beigebracht hatte. Was er in Afrika that und wie er wirkte, kann man aus seinen „Missionsreisen“ ersehen, einem der anziehendsten Bücher dieser Art, die je veröffentlicht worden sind. Eine seiner zuletzt bekannt gewordenen Handlungen kennzeichnet ihn vollständig. Da das Dampfboot Birkenhead, das er mit nach Afrika genommen hatte, seinem Zweck durchaus nicht entsprach, bestellte er ein neues Schiff für ungefähr 2000 Pfund Sterling. Die Summe wollte er aus den Mitteln bezahlen, die er durch die Veröffentlichung seiner Reisebeschreibungen erworben und für seine Kinder bei Seite gelegt hatte. „Die Kinder müssen sie sich selbst wieder ersehen,“ war in der That der Ausdruck, dessen er sich bediente, als er die Anweisung für das Geld in die Heimath schickte.

Auch die Laufbahn John Howard's war durchweg ein schlagender Beweis für die Macht ausharrenden Strebens. Sein edles Leben zeigt, daß selbst körperliche Schwäche Berge versetzen kann, wenn sie einen durch die Pflicht gebotenen Zweck verfolgt. Das Vorhaben, die Lage der Gefangenen zu verbessern, nahm all seine Gedanken in Anspruch und ergriff ihn wie eine Leidenschaft, und keine Mühe, keine Gefahr, keine körperliche Leiden konnten ihn diesem großen Lebenszweck abwendig machen. Er war kein Genie, sondern nur von mäßiger Begabung, aber sein Herz war rein und sein Wille stark. Noch bei seinen Lebzeiten erzielte er bedeutende Erfolge; doch sein Einfluß ging nicht mit ihm zu Grabe, denn er hat nicht nur mächtig auf die Gesetzgebung England's, sondern auch auf die aller anderen civilisirten Nationen bis auf die heutige Stunde eingewirkt.

Jonas Hanway ist wieder einer der vielen festen Charaktere, die England zu dem gemacht haben, was es ist, zufrieden, die ihnen gestellte Aufgabe mit Thatkraft durchzuführen und sich freudig zur Ruhe zu begeben, wenn sie vollbracht ist, ohne ein anderes Denkmal zu hinterlassen, als die Wohlthaten, die sie der Welt durch ihr Leben erwiesen haben.

Er wurde im Jahre 1712 zu Portsmouth geboren, wo er bei jungen Jahren verwaiste, da sein Vater, ein Magazinverwalter an dem Berstdock durch einen Unfall getödtet wurde. Seine Mutter verzog mit den Kindern nach London, schickte dieselben dort in die Schule, hatte es aber schwer, sie anständig zu erziehen. Mit siebzehn Jahren ging Jonas als Kaufmannslehrling nach Lissabon, wo seine große Achtjamkeit auf das Geschäft, seine Pünktlichkeit und strenge Ehrenhaftigkeit ihm die Achtung aller erwarben, die ihn kannten. Im Jahre 1743 nach London zurückgekehrt,

nahm er eine Stelle als Theilhaber eines englischen Handelshauses in St. Petersburg an, das den damals in seiner Kindheit liegenden Handel auf dem caspischen Meere trieb. Hanway ging nach Rußland, mit dem Vorjaze das Geschäft auszudehnen und bald nach seiner Ankunft in der Hauptstadt reiste er mit einer aus zwanzig Wagenladungen von englischen Tuchballen bestehenden Karavane nach Persien. Von Astrachan ging er zu Schiff nach Astrabad, das am südöstlichen Ufer des caspischen Meeres liegt; aber kaum hatte er seine Güter an's Land gebracht, als ein Aufrstand ausbrach, seine Ballen fortgenommen wurden und er, obwohl er den Haupttheil derselben zurückerhielt, doch den Gewinn seines Unternehmens zum größten Theil verlor. Man machte ein Complott, um ihn und seine Leute gefangen zu nehmen; er ging daher zur See und entkam nach großen Gefahren glücklich nach Ghilan. Die Erfahrungen, die er auf dieser Flucht machte, gaben ihm den seitherigen Spruch seines Lebens ein: „Verzweifle nie“. Danach lebte er 5 Jahre in St. Petersburg, wo es ihm geschäftlich gut ging. Da ihm aber ein Verwandter etwas Vermögen hinterlassen hatte, und er selbst über bedeutende Mittel verfügte, verließ er Rußland und kehrte im Jahre 1750 in seine Heimath zurück. Der Zweck dabei war, wie er sich ausdrückte, „für seine Gesundheit zu sorgen, (die sehr zart war) und sich selbst und andern so viel Gutes zu thun, als er konnte“. Sein übriges Leben ging in thätiger Menschenliebe und zum allgemeinen Nutzen seiner Mitbürger hin. Er lebte einfach, um den größeren Theil seines Einkommens zu Werken der Wohlthätigkeit verwenden zu können. Seine erste, öffentliche Thätigkeit war der Verbesserung der Hauptstraßen Londons gewidmet, die er mit großem Erfolg ins Werk setzte. Als im Jahre 1755 das Gerücht von

einem französischen Ueberfall sich verbreitete, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die beste Art das erforderliche Contingent an Matrosen heranzuschaffen. Er berief dazu eine Versammlung von Kaufleuten und Schiffseigenthümern, und machte ihnen den Vorschlag einen Verein zu bilden, um Freiwillige als Matrosen und Schiffsjungen für den Dienst auf des Königs Schiffen auszurüsten. Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen; ein Verein wurde gebildet und Herr Hanway ernannte die Beamten und leitete diese ganze Thätigkeit. Der Erfolg war die Gründung der Marinegesellschaft im Jahre 1756, die der Nation von großem Nutzen war und es noch heutigen Tages ist. Innerhalb der ersten sechs Jahre ihres Bestehens wurden 5451 Jungen und 4787 Erwachsene als Freiwillige durch die Gesellschaft herangebildet, ausgestattet und der Marine zugeführt, und jetzt werden jährlich ungefähr 600 arme Knaben, nach einer sorgfältigen Erziehung, hauptsächlich der Handelsmarine überwiesen.

Herr Hanway widmete den übrigen Theil seiner freien Zeit der Gründung und Verbesserung wichtiger öffentlicher Anstalten Londons. Von früher her hatte er ein lebhaftes Interesse für das Findelhaus gehabt, welches von Thomas Coram vor vielen Jahren gegründet, dadurch mehr Schaden als Nutzen zu stiften drohte, daß es Eltern ermutigte, sich der Pflichten gegen ihre Kinder zu entledigen und sie einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt aufzuhalsen. Hanway beschloß nun Schritte zu thun, um dem Uebel zu steuern, und ging angesichts der damals in Mode stehenden Philantropie an's Werk; da er sein Ziel vor Augen behielt, gelang es ihm schließlich, das Institut auf seine eigentlichen Zwecke zu beschränken und die Erfahrung hat bewiesen, daß er Recht hatte. Auch das Magdalenen-Hospital wurde zum großen

Theil durch Hanway's Bemühungen gegründet. Aber seine größten und anhaltendsten Anstrengungen machte er zu Gunsten armer, unmündiger Kinder der Gemeinde. Das Elend und die Vernachlässigung, in denen die Kinder der Gemeinde-Armen damals aufwuchsen und die Sterblichkeit, die unter ihnen herrschte, waren entsetzlich; aber dieses mal war keine Modebewegung vorhanden, um dem Leiden zu steuern, wie bei den Findlingen. Daher mußte Hanway seine eigenen Kräfte für die Aufgabe sammeln; allein und ohne Beistand stellte er zuerst die Ausdehnung des Uebels fest. Er untersuchte die Wohnungen der ärmsten Bevölkerung London's und besuchte die Krankenabtheilung des Armenhauses, wodurch er die Einzelheiten der Verwaltung jedes Arbeitshauses in der Stadt und der Umgegend kennen lernte. Dann reiste er durch Frankreich und durch Holland, besuchte dort die Armenhäuser, und merkte sich genau alles, was in England vortheilhaft verwendet werden könnte. So war er 5 Jahre lang beschäftigt und bei seiner Heimkehr veröffentlichte er die Resultate seiner Beobachtungen. Die Folge war, daß viele Arbeitshäuser verbessernde Reformen erfuhren. Im Jahre 1761 setzte er ein Gesetz durch, das jedes Kirchspiel in London dazu verpflichtete, eine Jahresliste anzulegen über die Zahl aller persönlich zugekommenen in Abgang gerathenen und gestorbenen Kinder, und sorgte selbst für die Ausführung des Gesetzes durch unermüdliche persönliche Beaufsichtigung. Tag für Tag und Jahr für Jahr ging er morgens von einem Arbeitshause zum andern, nahm jede Abweisung geduldig hin, widerlegte jeden Einwand und suchte sich der Stimmung eines jeden anzupassen. Endlich nach einer Beharrlichkeit, die ihres Gleichen sucht, nach zehnjähriger Arbeit, setzte er abermals ein Gesetz durch, welches bestimmte, daß alle Gemeindefinder die zu den

Gemeinden gehörten, wo Listen über die Sterblichkeit geführt wurden, nicht in den Arbeitshäusern, sondern bis zum sechsten Lebensjahre in einer gewissen Entfernung von der Stadt unter der Aufsicht von alle drei Jahre neu zu wählenden Vormündern verpflegt werden sollten. Die Armen nannten dies „das Gesetz um die Kinder am Leben zu erhalten“ und die Sterblichkeitslisten der auf dasselbe folgenden Jahre beweisen im Vergleich mit den vorhergehenden, daß durch das verständige Einschreiten dieses guten Mannes tausenden das Leben erhalten worden ist.

Wo nur ein Werk der Menschenliebe in London zu verrichten war, war Jonas Hanway sicher dabei. Durch ihn wurde eins der ersten Gesetze zum Schutze der Schornsteinfegerjungen zu stande gebracht. Zwei zerstörende Feuer in Montreal und Bridgetown auf Barbadoes boten ihm die Gelegenheit zum Besten der Nothleidenden rechtzeitig eine Geldsammlung zu veranstalten. Sein Name stand auf jeder Liste und seine redliche Uneigennützigkeit fand überall Anerkennung. Aber man duldet nicht, daß er sein kleines Vermögen ganz im Dienste anderer aufzehre. Denn eine Deputation von fünf der angesehensten Bürger Londons, an deren Spitze der Banquier Hoare stand, baten in einer Audienz bei dem damaligen Premierminister Lord Bute im Namen ihrer Mitbürger darum, daß man doch den uneigennütigen Verdiensten dieses vortrefflichen Mannes um das Gemeinwohl eine Anerkennung zu Theil werden lasse. In Folge dessen erhielt er bald eine Anstellung als Beamter im Proviantamt der Marine.

Gegen das Ende seines Lebens wurde Hanway's Gesundheit schwach, aber dennoch konnte er, obgleich er sein Amt bei der Proviantbehörde niederlegen mußte, nicht unthätig bleiben, sondern arbeitete an der Gründung der

Sonntagschulen, die damals eben zu entstehen begannen, oder an der Verbesserung der Lage armer Neger, die verlassen auf den Straßen Londons sich herumtrieben, oder an der Vinderung der Leiden irgend einer anderen vernachlässigten Gesellschaftsklasse. Obwohl er das Elend in allen Gestalten so genau kannte, war er einer der heitersten Menschen; auch hätte er bei seiner schwachen Constitution ohne seine Heiterkeit nie eine solche Masse Arbeit bewältigen können, wie er sich selbst auferlegt hatte. Nichts scheute er so sehr, als die Unthätigkeit; obgleich gebrechlich, war er muthig und unermülich; sein moralischer Muth war der höchste. Es kann als unwesentlich und nicht erwähnenswerth erscheinen, daß er der erste war, der es wagte, in den Straßen Londons von einem Regenschirm Gebrauch zu machen; wenn aber ein Londoner Kaufmann es heute unternehmen sollte, in einem spitzen Chinesenhute Cornhill entlang zu gehen, so wird er finden, daß ein gewisser sittlicher Muth dazu gehört dabei zu beharren. Nachdem Hanway dreißig Jahre lang seinen Regenschirm getragen, erlebte er es, daß dieser Artikel schließlich allgemein in Gebrauch genommen wurde.

Hanway war von strenger Ehrenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit; man konnte sich auf jedes Wort verlassen, das er sagte. Er hatte eine so große, fast an Verehrung grenzende Achtung vor dem Charakter eines redlichen Kaufmanns, daß dies der einzige Gegenstand war, der ihm jemals Lobeserhebungen entlockt hat. Hiernach handelte er auch auf's Strengste und sein Verhalten als Kaufmann, wie später als Proviantbeamter war fleckenlos. Er nahm nie die geringste Gefälligkeit von irgend einem Lieferanten an und so oft ihm während seiner Amtsdauer ein Geschenk zugesandt wurde, pflegte er es mit der Bemerkung höflich zurückzusenden, daß es sein Grundsatz sei, von

keinem etwas anzunehmen, der mit dem Proviantamt zu thun habe. Als er wahrnahm, daß seine Kräfte ihn verließen, bereitete er sich auf den Tod mit eben solcher Heiterkeit vor, als wenn er eine Reise auf's Land unternähme. Er ließ alle seine Rechnungen bezahlen, verabschiedete sich bei seinen Freunden, ordnete seine Angelegenheiten, traf genaue Bestimmungen über seinen Leichnam und ging in seinem 74. Jahre heiter und friedlich aus dem Leben. Er hinterließ nicht ganz 2000 L. St. und da er keine bedürftigen Anverwandten hatte, vertheilte er sie unter verschiedene Waisen und arme Leute, denen er während seines Lebens ein Freund gewesen war. Das war in Kurzem das schöne Leben des redlichen, thatkräftigen, treuherzigen Jonas Hanway.

Das Leben Granville Sharp's ist gleichfalls ein schlagendes Beispiel für dieselbe Macht der Energie des einzelnen, eine Macht, welche später in die edle Schaar von Kämpfern für die Abschaffung der Sklaverei übergeleitet wurde, unter denen Clarkson, Wilberforce, Buxton und Brougham oben an stehen. Aber obwohl diese Männer sich in dieser Angelegenheit als Riesen zeigten, so war doch Granville Sharp der erste und vielleicht, was Ausdauer, Energie und Uner-schrockenheit betrifft, der größte unter ihnen. Er begann seine Laufbahn als Lehrling bei einem Leinwandhändler auf Tower-Hill, ging aber nach Beendigung seiner Lehrzeit als Kanzlist auf's Artillerie-Bureau und betrieb in dieser bescheidenen Stellung in seiner freien Zeit das Werk der Neger-Eman-cipation. Er war immer, schon als Lehrling, gern bereit gewesen für einen guten Zweck so viele freiwillige Arbeit zu thun, als erforderlich war. So z. B. verwickelte ihn während seiner Lehrjahre im Leinengeschäft ein anderer Commis, der mit ihm in einem Hause wohnte und Unitarier war, häufig in Erörterungen religiöser Fragen. Der junge Unitarier

behauptete, daß Granville's falsche auf der Dreieinigkeitslehre beruhende Auffassung gewisser Stellen der heiligen Schrift von seiner Unkenntniß des Griechischen herkäme, in Folge dessen fing Granville sofort in den Mußestunden an, Griechisch zu treiben und verschaffte sich in Kurzem eine genaue Kenntniß desselben. Eine ähnliche Streitfrage mit einem andern Kameraden, der Jude war, über die Auslegung von Prophezeihungen brachte ihn dazu in derselben Weise die Schwierigkeiten des Hebräischen zu überwinden.

Aber der Gang und die Richtung, welche die Hauptthätigkeit seines Lebens nahm, entsprang seinem großmüthigen und wohlwollenden Herzen. Sein Bruder William, ein Wundarzt in Mincing Lane, behandelte arme Kranke umsonst und unter seinen zahlreichen Patienten befand sich auch ein armer Neger namens Jonathan Strong. Er war von seinem Herren, einem Rechtsgelehrten aus Barbadoes, der sich damals in London aufhielt, brutal behandelt und in Folge dessen lahm, fast blind und unfähig zur Arbeit geworden; danach hatte ihn sein Besitzer, da er als Sache keinen Werth mehr für ihn hatte, grausam aus dem Hause getrieben und dem Hungertode preisgegeben. Dieser arme Mann, ein wahres pathologisches Cabinet, fristete sein Leben eine Zeit lang durch Betteln, bis er zu William Sharp kam, der ihm Medicin gab und ihn bald darauf in das St. Bartholomäus-Hospital aufnahm, woselbst er geheilt wurde. Nachdem er aus dem Krankenhause entlassen war, unterstützten ihn die beiden Brüder, damit er nicht zu betteln brauchte, aber sie hatten damals keine Ahnung davon, daß irgend jemand einen Anspruch auf seine Person erheben könne. Es gelang ihnen sogar Strong eine Stelle bei einem Apotheker zu verschaffen, in dessen Offizin er zwei Jahre lang blieb. Als er nun einmal seine Herrin auf einer

Ausfahrt als Diener begleitete, erkannte ihn sein früherer Herr, der Advokat aus Barbadoes, und beschloß wieder in den Besitz seines Sklaven zu gelangen, der durch seine Genesung wieder Werth bekommen hatte. Er ließ ihn also durch zwei Beamte des Lord Mayors einziehen und so lange in's Gefängniß werfen, bis er zu Schiff nach Westindien gebracht werden konnte. Da der Neger sich in dem Gefängniß an die große Güte erinnerte, die ihm Granville Sharp einige Jahre vorher in seinem großen Unglück erwiesen hatte, schrieb er an ihn und bat ihn um Hilfe. Sharp hatte den Namen Strong ganz vergessen, aber er ließ durch einen Boten Erkundigungen nach ihm einziehen und erfuhr von diesem, daß die Gefängniß-Aufseher in Abrede stellten, eine Person dieses Namens in ihrer Obhut zu haben. Dies weckte seinen Argwohn, er ging unverzüglich nach dem Gefängniß und bestand darauf, Jonathan Strong zu sehen. Der Eintritt wurde ihm gewährt und er erkannte den armen Neger, der sich jetzt als wieder eingefangener Sklave im Gewahrsam befand. Herr Sharp schärfte dem Kerkermeister auf seine eigene Gefahr hin ein, Strong an niemanden auszuliefern, bis er vor den Lord-Mayor geführt worden sei; zu diesem ging nun Sharp sofort und bewirkte es, daß die Leute, welche Strong ohne Haftbefehl aufgegriffen und in's Gefängniß gesteckt hatten, vor Gericht geladen wurden. Die Parteien erschienen also vor dem Lord-Mayor, aber es ging aus den Verhandlungen hervor, daß Strong's bisheriger Besitzer ihn schon an einen neuen Herrn verkauft hatte, der den Kaufkontrakt vorwies und den Neger als sein Eigenthum in Anspruch nahm. Da gegen Strong eine gerichtliche Klage nicht vorlag und der Lord-Mayor nicht competent war die rechtswissenschaftliche Frage über Strong's Freiheit in anderer Weise zu entscheiden, so entließ er ihn

und der Sklave folgte seinem Wohlthäter aus dem Gerichtssaal, ohne daß jemand ihm etwas anzuhaben wagte. Der Eigenthümer des Sklaven aber zeigte Sharp unmittelbar darauf an, daß er einen Prozeß gegen ihn anstrengen werde, um wieder in den Besitz seines Negers zu gelangen, der ihm geraubt worden sei.

In jener Zeit (1767) war die persönliche Freiheit des Engländers zwar theoretisch hoch gehalten, aber in der Wirklichkeit abscheulichen Verletzungen ausgesetzt und wurde fast täglich durchbrochen. Matrosen wurden beständig für den Seedienst gepreßt und außer den Preßgängen benutzte man in London und den andern großen Städten des Königreichs ordentliche Banden von Seelenverkäufern, um Leute für den Dienst der ostindischen Compagnie aufzugreifen. Und wenn man sie nicht für Ostindien brauchte, schickte man die Leute zu Schiff an die Pflanzler in den amerikanischen Colonien. Negerklaven wurden öffentlich in den Londoner und Liverpooler Blättern zum Kauf angeboten. Belohnungen wurden dafür ausgesetzt, flüchtige Sklaven einzufangen, sie in Sicherheit und auf bestimmte im Fluß liegende Schiffe zu bringen.

Die Stellung des vermeintlichen Sklaven in England war unbestimmt und zweifelhaft. Die gerichtlichen Urtheilssprüche schwankten, waren verschieden und ruhten auf keinem sichern Prinzip. Obgleich eine volksthümliche Meinung sich dahin aussprach, daß in England ein Sklave nicht existiren könne, so hatten doch hervorragende Juristen eine direkt entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen. Die Rechtsanwält, an welche sich Herr Sharp um Rath wandte, um sich von ihnen in dem wegen Jonathan Strong angestregten Prozesse vertheidigen zu lassen, waren alle dieser Ansicht und Jonathan Strong's Besizer jagte ihm, daß der ausge-

zeichnete Lord-Oberrichter Mansfield und das ganze höchste Tribunal entschieden der Meinung seien, daß ein Sklave nicht dadurch frei werde, daß er nach England komme, sondern daß man ihn gesetzlich zwingen könne nach den Colonien zurückzukehren. Diese Mittheilungen würden einen weniger muthigen und eifrigen Geist, als Granville Sharp es war, in Verzweiflung gesetzt haben, ihn aber spornten sie nur zu dem Entschlusse an, den Kampf für die Freiheit der Neger wenigstens in England durchzusetzen. „Von meinen Vertheidigern von Fach verlassen“, sagte er, „war ich gezwungen, einen hoffnungslosen Versuch der Selbstvertheidigung zu machen, obgleich ich sowohl mit der Praxis als der Theorie des Gesetzes völlig unbekannt war und vor jener Zeit nie in meinem Leben ein Gesetzbuch, außer der Bibel, aufgeschlagen hatte. Jetzt aber unternahm ich es sehr wider meinen Willen, die Inhaltsverzeichnisse einer juristischen Bibliothek zu durchstöbern, die mein Buchhändler vor Kurzem gekauft hatte.“

Am Tage war seine ganze Zeit mit den Geschäften des Artillerie-Bureaus ausgefüllt, wo er den mühsamsten Posten bekleidete; er mußte daher seine neuen Studien spät in der Nacht, oder früh am Morgen treiben. Er gestand, daß er selbst eine Art Sklave wurde. In einem Brief an einen befreundeten Geistlichen, sagte er, um sich wegen der verspäteten Antwort zu entschuldigen: „Ich bekenne, daß ich vollständig unfähig bin eine Correspondenz jetzt durchzuführen. Die wenige Zeit, die ich nachts und morgens früh dem Schlaf entziehen konnte, war unbedingt für die Untersuchung einiger Rechtspunkte nöthig, die keinen Aufschub zulassen und doch die fleißigsten Nachforschungen durch mein Studium erforderten.“

Während der beiden folgenden Jahre widmete Herr

Sharp jeden freien Augenblick, über den er gebot, dem sorgfältigen Studium der englischen Gesetze, die sich auf die persönliche Freiheit beziehen; er ging eine unermessliche Menge trockner und abstoßender Literatur durch, und machte Auszüge aus allen wichtigen Parlamentsverhandlungen, gerichtlichen Entscheidungen und Aussprüchen hervorragender Juristen. Bei dieser langweiligen, ausgedehnten Untersuchung hatte er keinen Lehrer, Gehilfen oder Rathgeber. Er fand keinen einzigen praktischen Juristen, der seinem Unternehmen günstig gewesen wäre. Die Resultate seiner Untersuchungen fielen aber für ihn ebenso befriedigend aus, als sie die Herren Juristen in Erstaunen versetzten. „Gott sei Dank“, schrieb er, „es giebt nichts in irgend einem englischen Gesetz oder Statut, wenigstens so weit ich es ausfindig machen kann, was die Sklaverei rechtfertigt.“ Er hatte festen Fuß gefaßt und jetzt beschlichen ihn kein Zweifel mehr. Er faßte die Resultate seiner Studien in gedrängter Form zusammen — es war eine einfache, klare, mannhafte Darlegung, die den Titel führte: „Ueber die Ungerechtigkeit, die Sklaverei in England zu dulden“ — und setzte zahlreiche von ihm selbst angefertigte Abschriften davon bei den bedeutendsten Juristen der Zeit in Umlauf. Als Strong's Herr ein sah, mit was für einem Manne er es zu thun habe, brachte er verschiedene Vorwände vor, um den Prozeß gegen Sharp hinauszuschieben und bot ihm schließlich einen Vergleich an, den dieser verwarf. Sharp fuhr fort, seine Abhandlung handschriftlich unter den Juristen zu verbreiten, bis diejenigen, welche den Prozeß gegen Jonathan Strong aufgenommen hatten, schließlich davor zurückschreckten, denselben weiter zu führen und das Resultat war, daß der Kläger zu den dreifachen Kosten verurtheilt wurde, weil er seine gerichtliche Klage nicht weiter geführt habe. Die Abhandlung wurde darauf im Jahre 1769 gedruckt.

Mittlerweile kamen andere Fälle vor, daß Neger in London gefangen und nach Westindien zum Verkauf geschickt wurden. Wo Sharp nur einen solchen Fall abfassen konnte, that er sofort Schritte den Neger zu befreien. So wurde z. B. die Frau eines Negers namens Hylas aufgegriffen und nach Barbadoes geschickt. Sogleich strengte Sharp im Namen des Hylas einen Prozeß gegen den Angreifer an, erlangte ein auf Schadenersatz lautendes Erkenntniß und Hylas Frau wurde frei nach England zurückgebracht.

Als eine andere gewaltthame Gefangennahme eines Negers, begleitet von großer Grausamkeit, im Jahre 1770 sich ereignete, machte er sich auf der Stelle daran, die Urheber aufzuspüren. Ein Neger, namens Lewis, wurde in einer dunklen Nacht von zwei Bootsknechten aufgegriffen, die von dem Manne, der ein Besitzrecht an demselben geltend machte, gedungen waren. Sie schleppten den Neger an's Wasser, zogen ihn in ein Boot, knebelten ihn dort und banden ihm die Glieder; darauf ruderten sie den Fluß hinab und brachten ihn an Bord eines Schiffes, das nach Jamaica bestimmt war, wo er nach seiner Ankunft als Sklave verkauft werden sollte. Das Geschrei des armen Negers hatte aber die Aufmerksamkeit von Leuten aus der Umgegend auf sich gezogen, und einer von diesen ging geradeswegs zu Herrn Granville Sharp, der jetzt als Negerfreund bekannt war, und theilte ihm den Frevel mit. Sharp verschaffte sich sofort einen richterlichen Befehl, daß Lewis zurückgebracht werden solle und begab sich damit nach Gravesend; als er jedoch dort ankam, war das Schiff schon nach Donas abgefegelt. Durch richterlichen Befehl wurde es jedoch in Spithead eingeholt und ehe das Schiff die Küste Englands verlassen hatte, war derselbe ausgeführt. Man fand den Sklaven an den Hauptmast gefettet, in Thränen gebadet,

mit traurigen Blicken das Land betrachtend, welchem er gewaltjam entrißen war. Er wurde sofort in Freiheit gesetzt, zurück nach London gebracht und ein Prozeß gegen den Urheber der Gewaltthat eingeleitet. Die Bereitschaft von Kopf, Herz und Hand, die Herr Sharp bei dieser Verhandlung an den Tag legte, hätte kaum übertroffen werden können und doch klagte er sich der Langsamkeit an. Der Fall wurde von Lord Mansfield verhandelt, dessen Ansicht, wie wir uns erinnern, ausgesprochenermaßen der Sharp'schen entgegengesetzt war. Er vermied es jedoch die Frage zum Austrag zu bringen, oder irgend welche Meinung über die Rechtsfrage zu gunsten der persönlichen Freiheit der Sklaven oder im anderen Sinne auszusprechen, sondern sprach den Neger frei, weil der Verklagte nicht einmal seinen angeblichen Rechtstitel an Lewis erweisen konnte.

Die Frage der persönlichen Freiheit der Neger in England blieb daher noch unentschieden; aber mittlerweile blieb Herr Sharp fest in seinen wohlwollenden Bestrebungen, und durch seine unermüdlichen Anstrengungen und rasches Handeln kamen noch viele andere Neger auf die Liste der Geretteten. Endlich kam der wichtige Fall von James Somerset vor; dieser soll auf beiderseitigen Wunsch von Lord Mansfield und Herrn Sharp ausgewählt worden sein, um die vorliegende große Frage zu einem entschiedenen gerichtlichen Austrag zu bringen. Somerset war von seinem Herrn nach England gebracht und dort zurückgelassen worden. Später suchte ihn dieser gefangen zu nehmen und zum Verkauf nach Jamaica schicken zu lassen. Herr Sharp nahm, wie gewöhnlich, sofort den Fall des Negers in die Hand, und bediente sich der Hilfe eines Rechtsanwalts. Lord Mansfield gab zu verstehen, daß der Fall von so ungemeiner Wichtigkeit sei, daß er die Meinung des ganzen Collegiums über

denjelben einholen wolle. Herr Sharp jah nun ein, daß er mit der ganzen Macht, die man gegen ihn anwenden könne, werde zu kämpfen haben, wurde aber dadurch in seinem Entschluß keineswegs erschüttert. Zu seinem Glück hatten seine früheren Anstrengungen in diesem schweren Kampfe schon zu wirken begonnen. Das Interesse an der Frage war stets gewachsen und viele bedeutende Juristen hatten sich offen auf Sharp's Seite gestellt.

Die jetzt auf dem Spiel stehende Sache der persönlichen Freiheit wurde von Lord Mansfield unter dem Beistande von drei Richtern gründlich geprüft und zwar nach dem großen Grundsatz: daß es für jeden Menschen in England ein wesentliches verfassungsmäßiges Recht auf seine persönliche Freiheit gebe, wenn dieselbe nicht durch das Gesetz verwirkt sei. Es ist unnütz hier auf einen Bericht über diesen großen Prozeß einzugehen, die Beweisführung dehnte sich sehr aus, die Sache wurde auf einen anderen Termin übertragen und wieder vertagt, aber endlich wurde das Urtheil von Lord Mansfield gefällt, in dessen mächtigem Geist durch die Beweisgründe der Advokaten, die sich durchaus auf Sharp's Abhandlung stützten, allmählich eine solche Wandlung bewirkt worden war, daß er jetzt erklärte, der Gerichtshof sei so bestimmt einer Meinung, daß die Nothwendigkeit nicht vorliege den Fall an die zwölf Richter zu verweisen. Hierauf gab er das Urtheil ab, daß das Recht der Sklaverei nicht aufrecht erhalten werden könne; daß die dadurch in Anspruch genommene Macht nie in England in Gebrauch gewesen, noch durch das Gesetz anerkannt sei, und daß deshalb James Somerjet freigesprochen werden müsse. Indem er dieses Urtheil veranlaßte, hatte Sharp den bis dahin öffentlich in den Straßen Londons und Liverpools getriebenen Sklavenhandel ganz und gar vernichtet. Aber er hatte

dadurch auch den herrlichen Grundsatz festgestellt, daß sobald ein Sklave seinen Fuß auf englischen Boden setzt, er in demselben Augenblick frei wird, denn es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß diese große Entscheidung Lord Mansfields hauptsächlich Herrn Sharp's fester, entschlossener und muthiger Verfolgung des Falles von Anfang bis zu Ende zu danken ist.

Es ist unnöthig, Granville Sharp's Lebenslauf weiter zu verfolgen. Er arbeitete unermüdet weiter an allen guten Werken; er half die Colonie Sierra Leone als Zufluchtsort für befreite Negerklaven gründen; er bemühte sich die Lage der eingeborenen Indianer in den amerikanischen Colonien zu verbessern; er agitirte für die Erweiterung der politischen Rechte des englischen Volkes und bemühte sich das Matrosenpressen abzuschaffen. Sharp war der Ansicht, daß der englische Matrose eben sowohl als der afrikanische Neger ein Recht auf den Schutz des Gesetzes habe und daß der Umstand, daß er sich ein Seefahrerleben erwählt, keineswegs seine Rechte als Engländer vernichte, als deren erstes er das auf die persönliche Freiheit betrachtete. Sharp bemühte sich auch, leider vergebens, die Freundschaft zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien wieder herzustellen und als der brudermörderische Krieg der amerikanischen Revolution anfang, erwies sich sein Sinn für Rechtsschaffenheit so zart, daß er seine Anstellung bei dem Artillerie-Büreau aufgab, weil er in keiner Weise an einem so unnatürlichen Handel theilhaftig sein wollte.

Bis an sein Ende hielt er fest an dem großen Ziel seines Lebens, der Abschaffung der Sklaverei. Um dieses Werk fortzusetzen und die Anstrengungen der zunehmenden Freunde der Sache zu organisiren, wurde die Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei gegründet und andere von

Sharp's Beispiel begeisterte Männer traten auf, um ihn zu unterstützen. Seine Energie ging auf sie über und der selbstlose Eifer, mit welchem er so lange allein gewirkt hatte, wurde schließlich auf das ganze Volk übertragen. Sein Erbe fiel an Clarkson, Wilberforce, Brougham und Buxton, die mit gleicher Energie und stetiger Entschlossenheit arbeiteten, bis endlich die Sklaverei auf allen britischen Besitzungen aufgehoben war. Aber wenn auch die zuletzt genannten Namen am häufigsten mit dem Siege der großen Sache in Verbindung gebracht werden, gehört doch das Hauptverdienst ohne Frage Granville Sharp. Als er sein Werk begann, wurde er nicht durch die Beifallsrufe der Welt ermuntert. Er stand allein der Ueberzeugung der befähigtesten Juristen und den eingewurzeltesten Vorurtheilen der Zeit gegenüber und allein durch eigene Kraft und mit persönlichen Opfern kämpfte er die denkwürdigste Schlacht für die Verfassung unseres Vaterlandes und die Freiheit der englischen Staatsbürger aus, welche die neuere Zeit zu verzeichnen hat. Was da folgte, war hauptsächlich durch seine unermüdlche Beständigkeit bedingt. Er zündete die Fackel an, welche andere Geister entflammte und sie wurde weiter gereicht, bis die Erleuchtung vollständig wurde.

Schon vor Sharps Tode hatte Clarkson seine Aufmerksamkeit der Sklavenfrage zugewandt. Er hatte sie sogar zum Inhalt seiner akademischen Arbeit gemacht und sie nahm so vollständig Besitz von seinem Geiste, daß er sie nicht loswerden konnte. Man zeigt noch den Ort in der Nähe von Wade's Mühle in Hertfortshire, wo er eines Tages von seinem Pferde stieg, sich trostlos am Wege hinsetzte und nach langem Nachdenken beschloß, sich ganz diesem Werke zu widmen. Er übersezte darauf seine Abhandlung aus dem Lateinischen in's Englische, fügte ihr neue Bei-

spiele hinzu und veröffentlichte sie. Hierauf sammelten sich Mitarbeiter um ihn. Die Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei, von der er nichts wußte, hatte sich schon gebildet und als er von ihr hörte, trat er ihr bei. Er opferte der Verfolgung dieser Sache alle seine Lebensaussichten. Wilberforce wurde erwählt sie im Parlament zu führen; aber Clarkson wurde hauptsächlich die Mühe zu Theil die ungeheure Menge von Beweisen zu sammeln und zu ordnen, die erforderlich war, die Sache zu unterstützen. Ein merkwürdiges Beispiel von Clarkson's spürhundertiger Beharrlichkeit verdient Erwähnung. Die Verfechter der Sklaverei behaupteten zur Vertheidigung des Systems, daß solche Neger, die nur in der Schlacht gefangen worden seien, als Sklaven verkauft würden, und daß, wenn sie nicht verkauft würden, sie in der Heimath ein noch schrecklicheres Loos erwarteten. Clarkson hatte von den Sklavenjagden gehört, welche die Sklavenhändler abhielten, hatte aber keinen Zeugen dafür. Wo sollte er ihn finden? Zufälligerweise erzählt ihm ein Herr, den er auf einer Reise traf, von einem jungen Matrosen, in dessen Gesellschaft er sich vor einem Jahr befunden und der wirklich an einer solchen Sklavenjagd Theil genommen hatte. Der Herr kannte den Namen des Matrosen nicht, und konnte nicht einmal seine Person genau beschreiben; er wußte nicht, wo er sich aufhielt, sondern nur, daß er sich auf einem Hospital- oder Magazinsschiff der Kriegsmarine befunden hatte, aber in welchem Hafen konnte er nicht sagen. Auf diese bloßen Spuren einer Nachricht hin beschloß Clarkson den Mann als Zeugen vorzuführen. Er besuchte persönlich alle drei Seehäfen, wo aufgelegte Kriegsschiffe sich befanden; ging an Bord eines jeden solchen Schiffes und suchte ohne jeden Erfolg, bis er zum letzten Hafenort kam und zur Belohnung den jungen Mann auf dem

allerletzten Schiff, das er zu besuchen hatte, vorfand. Der junge Mann wurde einer seiner werthvollsten Zeugen.

Mehrere Jahre lang führte Clarkson eine Correspondenz mit mehr als 400 Personen und reiste während der Zeit mehr als 35,000 englische Meilen, um Zeugen aufzufinden. Er wurde endlich durch Krankheit, die seine anhaltenden Anstrengungen verursacht hatten, bis zur Erschöpfung entkräftet, aber er ward dem Felde seiner Thätigkeit nicht eher entrückt, als bis sein Eifer den öffentlichen Geist wachgerufen und die glühenden Sympathien aller Guten zu gunsten der Sklaven erregt hatte.

Nach jahrelangen Kämpfen wurde der Sklavenhandel aufgehoben, aber noch blieb eine große That zu thun, die Abichaffung der Sklaverei selbst in allen britischen Besitzungen. Und auch in diesem Falle siegte die entschlossene Energie ob. Unter den Führern in dieser Angelegenheit war niemand ausgezeichnete als Fowell Buxton, der die frühere Stellung von Wilberforce im Hause der Gemeinen einnahm. Buxton war als Knabe schwerfällig und wenig begabt und zeichnete sich nur durch Gewaltthätigkeit, Herrschsucht, Widerhaarigkeit und Eigensinn aus. Seinen Vater verlor er in frühester Kindheit; aber zu seinem Glück hatte er eine kluge Mutter, die seinen Willen sorgfältig erzog und ihn zum Gehorsam zwang, aber gleichzeitig die Gewohnheit in ihm pflegte, selbständig zu handeln, in Angelegenheiten, die man ihm ohne Gefahr überlassen konnte. Sie war der Ansicht, daß ein starker Wille, auf würdige Ziele gerichtet und gehörig angeleitet, eine werthvolle Eigenschaft des Mannes sei und handelte danach. Wenn andere aus ihrer Umgebung über des Knaben Eigensinn Bemerkungen machten, pflegte sie bloß zu sagen: „Das thut nichts, er ist zwar jetzt eigenwillig, aber das wird zuletzt doch gut

ausschlagen.“ Jowell lernte sehr wenig in der Schule und wurde für dumm und faul gehalten, er ließ sich seine Aufgaben von anderen Knaben machen und beschäftigte sich unterdeß mit Balgen und Klettern. Mit 15 Jahren kam er nach Hause zurück, ein großer, in die Höhe schießender, ungeschickter Bursche, der gerne ruderte, schoß, und sonstigen Sport trieb, und seine Zeit hauptsächlich mit dem Wildhüter zubrachte, einem gutherzigen Menschen und verständigen Beobachter des Lebens und der Natur, der aber weder lesen noch schreiben konnte. Buxton war aus vorzüglichem Rohstoff, aber ihm fehlte Bildung, Erziehung und Entwicklung. In dieser wichtigen Periode seines Lebens, wo sich seine Gewohnheiten zum Guten oder Bösen ausbilden mußten, brachte ihn das Glück in die Gesellschaft der Familie Gurney, die sich eben so sehr durch herrliche gesellschaftliche Eigenschaften, als durch Bildung und gemeinnützige Menschenliebe auszeichnete. Dieser Verkehr mit den Gurney's gab seinem Leben nach seiner eigenen Aussage die Färbung. Sie ermutigten seine Bildungsbestrebungen und als er die Universität Dublin bezog und sich dort auszeichnete, war, wie er sagte, die seinen Geist bewegende Leidenschaft „ihnen die Preise zurückzubringen, zu deren Erreichung sie mich angetrieben und befähigt hatten.“ Er heirathete eine Tochter aus der Familie und begann seine praktische Laufbahn im Comptoir seiner Onkel Hanbury, der Londoner Bierbrauer. Seine Willenskraft, die seine Behandlung als Knabe so sehr erschwert hatte, bildete jetzt die eigentliche Stütze seines Charakters und machte ihn energisch und unermüdetlich in allen seinen Unternehmungen. Er warf sich mit ganzer Kraft auf die Arbeit und der riesige Mann (man nannte ihn den Elephanten Buxton, denn er maß 6 Fuß 4 Zoll) wurde einer der tüchtigsten

Praktiker. „Ich konnte eine Stunde Bierbauer sein“, jagte er, „die folgende Mathematik studiren und die nächste auf die Jagd gehen und alles mit ganzer Seele.“ In allem was er that war unbezwingliche Thatkraft und Entschlossenheit. Nachdem er als Theilhaber aufgenommen war, wurde er der eigentliche Leiter des Geschäfts und dieses fühlte seinen Einfluß bis ins Kleinste und gedieh noch viel mehr als früher. Auch ließ er seinen Geist nicht brach liegen, sondern bildete sich abends fleißig durch das Studium von Blackstone, Montesquieu und guter Erläuterungen der englischen Gesetze. Seine Grundsätze beim Lesen waren: „nie ein Buch anzufangen, ohne es zu Ende zu arbeiten;“ „es nie für beendet zu halten, als bis man es ganz in sich aufgenommen;“ und „alles mit ganzer Geisteskraft zu studiren.“

Buxton trat in's Parlament, als er erst 32 Jahre alt war und nahm bald die einflußreiche Stellung dort ein, die jedem redlichen, strebsamen und gebildeten Manne sicher ist, der dieser bedeutendsten politischen Körperschaft der Welt angehört. Die Hauptfrage, der er sich widmete, war die völlige Befreiung der Sklaven in den britischen Colonien. Er selbst pflegte das Interesse, das er frühzeitig an dieser Frage nahm, dem Einfluß von Priscilla Gurney, einer Dame von scharfem Verstande, warmem Herzen und hohen Tugenden zuzuschreiben. Auf ihrem Todtenbett im Jahre 1821, ließ sie Buxton wiederholt kommen und drang in ihn „die Lösung der Sklavenfrage zu seinem Lebenszweck zu machen.“ Noch in ihren letzten Worten versuchte sie ihm diese Mahnung feierlich zu wiederholen, wurde aber durch den Tod gehindert auszusprechen. Buxton vergaß ihren Rath niemals; er gab einer seiner Töchter ihren Namen und am 1. August 1834, dem Tage, an welchem dieses Mädchen im väterlichen Hause ihre Hochzeit feierte, dem Datum der Regere=Eman-

cipation, schrieb Buxton einem Freunde, nachdem er seine Priscilla aus ihrer Kindesstellung entbunden und sie in Gesellschaft ihres Gatten das Vaterhaus verlassen hatte: „Die junge Frau ist eben fort; alles ist vortrefflich gegangen; und es giebt keine Sklaven mehr in den britischen Colonien.“

Buxton war kein Genie, kein großer Führer oder Entdecker auf geistigem Gebiete, sondern nur ein strebsamer, biederer und energischer Mann. Sein ganzer Charakter drückt sich am kräftigsten in seinen eigenen Worten aus, die jeder Jüngling sich in die Seele prägen sollte: „Je länger ich lebe, um so mehr überzeuge ich mich, daß der große Unterschied unter den Menschen, unter den Schwachen und Mächtigen, den Großen und Unbedeutenden, auf der Thatkraft, der unbezwinglichen Entschlossenheit beruht. Einmal einen Entschluß gefaßt und dann Sieg oder Tod! Diese Eigenschaft leistet alles in der Welt mögliche und ohne dieselbe genügen keine Begabung, keine günstigen Verhältnisse oder Gelegenheiten, um aus einem zweibeinigen Geschöpf einen Mann zu machen.“